

Sozialistische Eugenik. Eugenische Sozialtechnologien in Debatten und Politik der deutschen Sozialdemokratie 1890-1933

[Michael Schwartz]

Autor(en): **Ziegler, Béatrice**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **47 (1997)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

marché, payée à la pièce, dont le recrutement s'opère notamment par le biais d'établissements catholiques. On ne peut s'empêcher ici de faire le parallèle avec l'Imprimerie de Saint-Paul à Fribourg, pour laquelle le chanoine Schorderet recrutait des «typotes» au sein du Pensionnat des Ursulines dont il était le directeur.

Si les années du tournant du siècle sont moins prospères, l'histoire de Casterman démontre – et cela est particulièrement intéressant lorsqu'on travaille sur l'espace helvétique – qu'une librairie périphérique n'est pas vouée a priori à subir la domination du centre parisien. On se contente en effet encore trop souvent d'expliquer la «modestie» de l'activité éditoriale en Suisse par la seule exigüité du marché. En ce sens, l'exemple de la maison catholique belge est particulièrement stimulant et invite à un regard comparatiste qui mettrait en évidence, par exemple, les causes de l'essor et du déclin de l'édition romande protestante au XIX^e siècle. *François Vallotton, Lausanne*

Michael Schwartz: **Sozialistische Eugenik. Eugenische Sozialtechnologien in Debatten und Politik der deutschen Sozialdemokratie 1890–1933.** Bonn, Dietz, 1995, 367 S. (Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte Bd. 42).

Michael Schwartz unternimmt es in seiner sorgfältigen und detaillierten «Sozialistischen Eugenik», die engen Beziehungen zwischen Sozialismus und Eugenik in der Zeit vor der Machtergreifung Hitlers aufzudecken und sozialistische Eugenikpolitik darzustellen. Er ist sich dabei wohl bewusst, dass er gegen die bisher wenig angekratzten Vorstellungen einer untrennbaren und ausschliesslichen Beziehung zwischen Eugenik und Nationalsozialisten antritt, die sich nicht nur nicht halten lassen, sondern die Problematik der Eugenik überhaupt nicht erfassen. Eugenik ist nicht unvereinbar mit demokratisch verfasster Rechtsstaatlichkeit und kann als Sozialtechnologie begriffen werden, die sich in hochindustrialisierten und zunehmend sozialstaatlich organisierten Gesellschaften als Perfektionierungsinstrument für die physisch-psychische Gesundheit dieser Gesellschaften, verstanden als «Volkskörper», angeboten hat. Der alles durchtränkende Fortschritts- und Perfektionierungsglaube der Moderne, der 'wissenschaftlichen' Rezeptlösungen zu vertrauen gewohnt gewesen ist und in verschiedenstem Gewand gesellschaftliche Höherentwicklung zum Ziele gehabt hat, ist die Basis für breite Akzeptanz eugenischer Denkkategorien gewesen. Schwartz analysiert eingangs diese Grundlagen für die sozialdemokratische Rezeption der Eugenik und entwickelt die Etappen ihrer Akzeptanz. Diese war und ist schon deshalb eine problematische geblieben, weil neben Gemeinsamkeiten (wie etwa der Anspruch auf die Wissenschaftlichkeit des Sozialismus und die Fortschrittsidee überhaupt, der Stellenwert des Gesundheitsbegriffes und anderes mehr) auch die Überzeugung lebendig geblieben ist, dass Gesundheit sozial bedingt sei, also um gute Lebensbedingungen gekämpft werden müsse, um Menschen gesund und glücklich zu machen. Neben der Tatsache, dass eine Synthese zwischen Vererbungs- und Milieutheorie gefunden und immer neu hergestellt werden musste, bot auch die Zusammenfügung der Vorstellung des Menschen als zu respektierenden Individuums und des Verständnisses der Gesellschaft als an die Einzelnen Anspruch stellende Gemeinschaft grösste Probleme, die sich gerade im sozialdemokratisch verstandenen Wohlfahrtsstaat manifestierten als widersprüchliche Kombination von fürsorglicher Verantwortung und Kontrolle durch staatliche Institutionen.

Schwartz verfolgt in seinem Buch den Eugenikdiskurs zuerst bei einigen meinungsmachenden Theoretikern und Wissenschaftlern der Sozialdemokratie. An diesen zeigt er, wie anfängliche Ablehnung unter dem Vorzeichen der Milieutheorie sich wan-

delte zur Ausformulierung einer eigentlichen sozialistischen Sozialhygiene, zu der Eugenik gehörte und für die der Arzt und Berliner Professor Alfred Grotjahn gestanden hat. Bereits in diesem Teil des Buches wird zudem deutlich, dass sozialistische Frauen bzw. die Frauenbewegung diesen Weg zur Befürwortung der Eugenik mitgemacht haben, indem sie aus neomalthusianischen Überzeugungen heraus zu einer qualitativen Bevölkerungspolitik gefunden haben.

In einem weiteren Teil verfolgt der Autor die Diskussionen in einzelnen Gruppierungen und Organisationen der sozialistischen Bewegung, die er bezogen auf Eugenik als «pressure-groups» innerhalb der Sozialdemokratie der Weimarer Zeit begreift. Es sind vor allem sozialpolitisch-fürsorgerisch-medizinisch engagierte Sozialisten, die sich intensiv mit Eugenik auseinandergesetzt haben und zu ihren klaren Befürwortern geworden sind. Neben der Ärzteschaft gehörten auch die Lebensreformer dazu, deren starkes Engagement für Präventionsgedanken wesentlich die Aufnahme eugenischer Konzepte ermöglichte. Eine weitere Gruppe, die, wie Schwartz zeigt, früh und mit Nachdruck neomalthusianisch-eugenische Überlegungen übernommen und zu einem eugenischen Programm entwickelt hat, ist die sozialdemokratische Frauenbewegung. In ihren Auseinandersetzungen hat sich die Überzeugung einer notwendigen Einordnung der Einzelnen in eine als Gesamtheit verstandene Gesellschaft kombiniert mit der Auffassung, dass Frauen als Mütter nicht nur eugenikbewusster seien als Männer, sondern auch dass Eugenik für sie deswegen ein gewisses Emanzipationspotential enthalte.

Der Autor zeigt anschliessend, dass es trotz breiter Rezeption und Aufnahme eugenischer Vorstellungen zu einer eindeutigen programmatischen Stellungnahme der Partei zur Eugenik nicht gekommen ist. Schwartz möchte diese Tatsache nicht allzu stark interpretiert haben, indem er meint, dies sei bezogen auf bevölkerungspolitische und gesundheitspolitische Fragen für die Partei generell kennzeichnend, indem die fehlende Stellungnahme einerseits die Positionierung in diesen Fragen zur Privatsache werden liess, zum anderen aber auch die Parteiversammlungen als Foren für verschiedenste Positionen offengehalten hat. Er betont aber auch, dass die Konsequenz daraus nicht gewesen sei, dass die Sozialdemokratie keine Eugenik-Politik gehabt habe, sondern, dass diese von den Parlamentsfraktionen praktisch selbständig gemacht worden sei. Ausserdem geht er davon aus, dass die eingangs als meinungsmachende Theoretiker bzw. pressure-groups gekennzeichneten Kreise gerade in Fraktionen «erhebliche Gestaltungsmöglichkeiten» gehabt hätten.

Im dann folgenden, grössten Kapitel des Buches folgt Schwartz den parlamentarischen Stellungnahmen und Vorstössen der Sozialdemokratie, um zu zeigen, dass, wie er sagt, «die sozialdemokratische Politik *früher, intensiver und konsequenter* als andere politische Kräfte bis 1932 die grundsätzliche Akzeptanz» von Eugenik-Politik betrieben habe. Schwartz folgt detailliert der Formulierung und Umformulierung einer Eugenik-Politik an einzelnen Fragen wie etwa den folgenden: Der positiven Eugenik (also Züchtung von Menschen) stand die Sozialdemokratie ablehnend gegenüber; sie formulierte sie schliesslich zu einer umfassenden Sozialpolitik um. In der Frage des Schwangerschaftsabbruches, für den die Kommunisten stets Freigabe verlangten, waren die Sozialdemokraten geteilt, indem die einen die Fristen-, die anderen eine Indikationenlösung befürworteten, bei der die eugenische Indikation quasi selbstverständlich anzeptiert war. Bei der Sterilisationsfrage wurde die Freiwilligkeit aufrechterhalten, auch wenn verschiedentlich für sogenannte Randgruppen der Zwang nicht ausgeschlossen wurde. Schwartz zeigt auch gerade in der Frage des Zwanges bzw. der Freiwilligkeit, wie fragwürdig diese Grenzziehung ist, indem Sozialdemokraten durchaus bestätigten, dass Freiwilligkeit nur dort zu erzielen sei, wo Aufklärung mög-

lich sei. Sie implizierten damit eine Grenze der Möglichkeiten der Aufklärung, die aufgrund einer konsequenten Eugenik den Zwang dann notwendig mache. Die Stimmen derer, die dem Staat das Recht absprachen, einen derartigen Eingriff von einem seiner Bürger oder einer seiner Bürgerinnen zu verlangen, waren wenige. Und selbst für den Moment, als die Machtübernahme der Nationalsozialisten Tatsache war, stellt Schwartz kein dezidiertes Abrücken der Sozialdemokratie von der bisherigen Sterilisationspolitik fest, obwohl die Haltung der neuen Herren diesem Thema gegenüber im Parlament mehr als deutlich dargelegt worden war. Er bringt dies in Verbindung mit seiner Feststellung, dass die Sozialdemokratie bereits vorher immer stärker von «einer auf Individualrechten basierenden Freiwilligkeit» abgerückt sei, je mehr sie den 'eugenischen Notstand' als gegeben angenommen habe.

Die Frage danach, wie wohl eine sozialdemokratisch bestimmte Eugenik in einem demokratischen Staat ausgesehen hätte, beschäftigt den Autor – und nicht nur ihn – in seinem Schlusswort. Er nimmt zwar an, dass diese kein «'roter Zwilling'» der nationalsozialistischen Rassenhygiene geworden wäre, ist aber doch überzeugt von der Notwendigkeit einer weiteren Untersuchung dieser Frage insbesondere durch die Aufarbeitung der eugenikpolitischen Praxis in Schweden und Norwegen. Es sei hinzugefügt: Ein weiterer Vergleich mit jener der demokratischen, aber bürgerlich regierten Schweiz würde nicht nur weiteren Aufschluss für die von Schwartz thematisierten Fragen bringen, sondern auch die schweizerische Auseinandersetzung mit ihrer eugenischen Vergangenheit und deren Folgewirkungen im Umgang mit der Gentechnologie sowie die Diskussion um das Verhältnis zwischen Normierungszwang und Individualrechten fördern.

Béatrice Ziegler, Zürich und Hinterkappelen

Michel Dumoulin: **Penser l'Europe à l'aube des années trente.** Bruxelles, Editions Nauwelaerts, 1995, 212 p. (Recueil des travaux d'histoire et de philologie, 50).

Professeur à l'Université catholique de Louvain, Michel Dumoulin a eu l'idée de laisser la parole ici à quatre de ses étudiants fraîchement licenciés. On lira, ainsi, une contribution sur le rôle des Belges au sein de la Commission internationale de coopération intellectuelle créée par la SdN en 1922 (Pascale Demeulenaere); une étude sur les réactions belges au Plan Briand (Marie Houtart); un court essai sur l'idée d'*Eurafrique* à cette époque en Belgique (Etienne Deschamps); enfin, une analyse de l'activité du mouvement *Jeune Europe* en Belgique dans les années 30 (Xavier Dehan). La plupart de ces contributions (surtout la dernière) mettent en lumière le rôle important des milieux pro-européens suisses à cette époque. C'est une raison supplémentaire de ne pas dédaigner cet ouvrage intéressant et bien édité.

Le lecteur connaîtra mieux les activités de coopération intellectuelle de la SdN (qui préfigurent un peu ce que sera l'UNESCO) où, aux côtés de Gonzague de Reynold, de nombreux Belges jouèrent un rôle éminent (Jules Destrée surtout). La deuxième contribution montre l'attrait exercé dans l'entre-deux-guerres (surtout au sein de *Pan-europe*) par l'idée d'*Eurafrique*, consistant à répartir le continent africain entre pays européens (y compris l'Allemagne). La réception du plan Briand en Belgique confirme l'intérêt de ce pays à l'époque, plus pour une Europe économique que politique. Enfin, l'étude de *Jeune Europe* montre le rôle joué par certains suisses (le mouvement y évoluera vers la création de l'*Union européenne de Suisse* en 1934) et, en Belgique, celui joué par les salons politiques (le salon Didier à Bruxelles) et la marque d'une dérive vers des attitudes de plus en plus favorables à l'Allemagne nazie.

François Saint Ouen, Genève